

Oral History-Projekte in der Lehre: Migrationsgeschichte(n)

Kristina Schulz

Forschende, die Oral History betreiben, haben sich schon früh darum bemüht, Wissen über die Potentiale, Fallstricke und Methoden der mündlich erfragten Geschichte weiterzugeben. Das noch heute kaum übertroffene Werk Paul Thompsons *The Voice of the Past* (Thompson 1978), das 2017 in der vierten Auflage erschienen ist, zeugt von diesem starken Impuls, Know-how zu vermitteln, ebenso die zahlreichen in den 1990er Jahren im angelsächsischen Raum erschienenen Oral History-Reader (zum Beispiel Perks/ Thomson 1998, Ritchie 2011), die allerdings im deutschsprachigen Raum mit wenigen Ausnahmen (Obertreis 2012) keine Entsprechung gefunden haben. Einen unerschöpflichen Fundus an relevanten Texten aus mehr als vier Jahrzehnten Oral History stellt das kürzlich erschienene vierbändige Sammelwerk *Oral History. Critical Concepts in Historical Studies* (Smith 2017) dar. Anhand solcher erkenntnis- und erfahrungsreichen Handreichungen ist es heute nicht allzu schwer, ein theoretisch gesättigtes Lektüreprogramm zur Oral History für die universitäre Lehre im Fach Geschichte zusammenzustellen.

Allein damit ist es noch nicht getan. Anders als in Diskussionen, die sich in Seminarsituationen zu herkömmlichen Themen der Geschichtswissenschaft entzünden und in denen der Austausch über theoretische Standpunkte mitunter größere Leidenschaften hervorrufen kann als so manche empirische Frage, bleibt die Theorie der Oral History für die Studierenden grau, wenn sie nicht mit der Erfahrung der praktischen Umsetzung in Beziehung gesetzt werden kann. Manche Studierende hatten schon während ihres schulischen Geschichtsunterrichts Gelegenheit, in die Praxis der Oral History hineinzuschnuppern, in der Regel von jeglicher Theorie unbeleckt.¹ Für die akademische Lehre allerdings kommt ein solches Vorgehen nicht mehr in Frage. Wer aus Gründen der wissenschaftlichen Nachvollziehbarkeit Entscheidungen im Vorgehen nicht nur treffen, sondern auch explizit und im Angesicht der vorhandenen Forschungsansätze begründen muss, stößt mit einem einfachen „Machen Sie mal!“ rasch an die Grenzen. Wie aber lässt sich in der universitären Lehre zwischen Theorie und Praxis der Oral History vermitteln? Ich unterziehe hier zwei meiner Lehrveranstaltungen der letzten Jahre einer kritischen Rückschau.² In beiden Veranstaltungen ging es darum, Elemente

1 Einen hilfreichen Leitfaden für das Unterrichten von Migrationsgeschichte an Gymnasien und Realschulen hat der Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte der Universität Erlangen-Nürnberg erarbeitet (Büchert/Burckhardt 2014). Das Kapitel zur Oral History enthält nützliche didaktische Hinweise und Materialien. Auf die theoretischen Grundlagen der Oral History geht es dagegen so gut wie nicht ein.

2 Es handelt sich um Lehrveranstaltungen des Typs „Übung“ im fortgeschrittenen BA- oder im MA-Studium: „Oral History Projekt: Migrationsgeschichte(n)“ (FS 2016) und „Oral History Projekt der Migration: Kulturschaffende und Bildungseliten im Schatten des Bruchs“ (FS 2018). Während Magda Kaspar

der Oral History für die Migrationsgeschichte des 20. und frühen 21. Jahrhunderts fruchtbar zu machen, den Studierenden ein Grundlagenwissen über die Produktion und Auswertung von Oral History-Quellen zu verschaffen sowie erfahrbar zu machen, was für mündlich erzählte wie für jegliche Geschichte gilt: dass mehr sieht (hört), wer mehr weiß. Es geht im Folgenden darum, Zielsetzungen und Didaktik beider Veranstaltungen kritisch auf die erzielten Ergebnisse zu beziehen und dabei aus vergleichender Perspektive Vor- und Nachteile verschiedener Vorgehensweisen abzuwägen. Vorweggeschickt seien einige allgemeinere Bemerkungen zu den strukturellen Rahmenbedingungen.

Oral History in der universitären Lehre: Strukturelle Bedingungen

Möchte man Oral History in Theorie und Praxis in der universitären Lehre vermitteln, stehen zunächst eine ganze Reihe von Entscheidungen an. Gerade wer aus der Praxis größerer oder kleinerer Forschungsprojekte kommt, die ihr Forschungsdesign an Erkenntnisinteresse und Problemstellung orientieren,³ muss schnell einsehen, dass Oral History sich nicht unterrichten lässt, ohne Zugeständnisse an die allgemeine Lehrplanung, die Verfügbarkeit und unterschiedlichen Voraussetzungen der Studierenden sowie an die Begrenztheit eigener (Zeit-)Ressourcen zu machen. Die Semesterstruktur, die eine Lehreinheit an meiner Universität auf 14 Wochen fixiert und keine Möglichkeiten bereithält, Lehre systematisch über zwei Semester zu planen, hat Folgen für das, was im Rahmen eines Seminars zur Oral History möglich ist. Was also sollen die Studierenden von der Lektüre der einflussreichsten theoretischen Texte zum Thema, über die Planung und Durchführung eines Interviews, bis hin zur Auswertung und zur Vermittlung der Ergebnisse lernen? In welche Prozesse sollen sie einen tieferen Einblick erhalten, welche werden mangels Zeit nur angerissen? Wie die Entscheidungen ausfallen, wird von den persönlichen Präferenzen der Lehrperson, ihren Kompetenzen und Erfahrungen sowie von der Ausrichtung der Lehrinstitution und den Interessenslagen der Studierenden abhängen.

Als Volluniversität mit knapp 17.000 Studierenden ist die Universität Bern nach Zürich und Genf die drittgrößte kantonale Universität der Schweiz, die Philosophisch-historische Fakultät wiederum, aus der sich die Studierenden der Lehrveranstaltungen im Fach Geschichte rekrutieren, gehört zu den größten Fakultäten der Hochschule. Viele der Studierenden kommen nach dem Studium im regionalen Arbeitsmarkt unter: der in der Bundeshauptstadt angesiedelten eidgenössischen Verwaltung, den ebenfalls hier konzentrierten NGOs, im Kultur- und Bildungsbereich oder in der Politik. Kenntnisse in Interviewtechniken sind für viele dieser Felder grundlegend. Allein darum er-

als Hilfsassistentin die Veranstaltung im FS 2016 begleitete, war für die jüngst abgeschlossene Veranstaltung der Beitrag von Thomas Jacobi maßgeblich. Beiden sei herzlich gedankt.

3 Mein Anwendungswissen in der Oral History stammt aus meinem Dissertationsprojekt zur Neuen Frauenbewegung in der BRD und Frankreich (Schulz 2002), in dessen Rahmen ich zahlreiche Interviews durchführte, bevor ich gemeinsam mit Franz Schultheis als Co-Leiterin des Projekts „Gesellschaft mit begrenzter Haftung“ (Schultheis/Schulz 2005) verantwortlich für die Zusammenstellung, Einbettung und Redaktion von ca. 60 qualitativen Interviews war. Im Sommer 2017 ging das von mir geleitete und von Magda Kaspar koordinierte Projekt „Frauenbewegung 2.0“ ans Netz, das, nach dem Vorbild von „Sisterhood-and-after“ an der British Library, eine interviewbasierte Website und ein umfassendes Audioarchiv zur Neuen Frauenbewegung in der Schweiz zur Verfügung stellt, vgl. <https://www.neuefrauenbewegung.sozialarchiv.ch>, und <https://www.bl.uk/sisterhood> (7.7.2018).

schien es mir lohnenswert, die Vorbereitung, Durchführung und Aufbereitung von Interviews ins Zentrum meiner Lehrveranstaltungen zu rücken, nicht ohne allerdings Möglichkeiten der Auswertung mit den Studierenden anzusprechen. Einen weiteren Faktor bei dieser Schwerpunktsetzung stellte die Spezialisierung der Dozentur für Migrationsgeschichte im Bereich des 19. und 20. Jahrhunderts dar. Sie zieht nicht selten Studierende an, die sich auf eine Tätigkeit im Migrationsbereich vorbereiten und dort bereits erste berufliche Erfahrungen gesammelt haben. Viele von ihnen studieren weitere Fächer, in denen Feldforschung eine Rolle spielt, Sozialanthropologie, Psychologie oder Gender Studies etwa. In der Lage zu sein, im Interview eine „Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörens“ (Bourdieu et al. 1997: 782) aufzubauen, mutet aus berufsethischen und aus gesellschaftspolitischen Gründen für Praktiker*innen im Migrationsbereich besonders wichtig an. Denn behördliches Handeln greift tief in die Lebensbahnen von Menschen ein, wenn zum Beispiel Befragungen, Anhörungen und Einvernahmen die Entscheidungsgrundlage für eine (vorläufige) Aufnahme als Flüchtling oder für eine Einbürgerung liefern.⁴

Projekte in der Hochschullehre: Organisatorischer Rahmen

Für die historische Zunft zumindest an unserer Universität eher ungewöhnlich, waren die Lehrveranstaltungen als Projektseminare konzipiert.⁵ Charakteristisch dafür war, zum ersten, der explizite projekthafte Charakter der Lehrveranstaltungen: Die Studierenden sollten Schritt für Schritt und auf Kernelemente reduziert den Prozess der Planung, Vorbereitung, Durchführung, Aufbereitung und Auswertung nachvollziehen, in Schlüsselmomenten über den Fortschritt ihrer Arbeit und die getroffenen Entscheidungen im Plenum Rechenschaft ablegen und am Ende ein fertiges „Produkt“ – ein Porträt der interviewten Person – vorstellen sowie einen Projektbericht abfassen.

Damit ging zum zweiten die bereits in der Ankündigung formulierte Anwendungsorientierung der Veranstaltungen einher. Vorgesehen waren einführende theorieorientierte Sitzungen, in denen auf der Grundlage fokussierter Forschungsliteratur in die Fragestellungen und wichtigsten Thesen der Migrationsgeschichte sowie der Oral History eingeführt wurde (zur Verbindung von beidem immer noch nützlich: Thomson 1999). Ab da drehten sich die Handreichungen und Diskussionen um die konkrete Durchführung und Nachbereitung von Interviews. Um das dadurch entstehende Theoriedefizit aufzufangen, bot ich in beiden Fällen im vorhergehenden Semester einen reinen Theoriekurs zur Oral History an, in dem wir Schlüsseltexte diskutierten. Die Studienpläne sehen es allerdings kaum vor, dass Studierende zwei Lehrveranstaltungen des gleichen Typus besuchen, die zudem für dieselbe Epoche (Neuere und Neueste Geschichte) angerechnet werden. Außerdem ziehen es viele Studierende – mit Fug und Recht – vor, sich von Semester zu Semester bei unterschiedlichen Dozierenden umzusehen, um dann möglicherweise später wieder zu der Person zurückzukommen, die der eigenen

4 Das Einbürgerungsrecht in der Schweiz sieht ein Verfahren vor, bei dem Kandidat*innen, welche die formalen Voraussetzungen erfüllen, in manchen Kantonen von sogenannten Einbürgerungskommissionen befragt werden und in dieser Befragungssituation den Grad ihrer angeeigneten „Swissness“ unter Beweis stellen müssen. Zudem können Befragungen durch die Fremdenpolizei erfolgen.

5 Ihre Konzipierung ging auf einen interdisziplinären Fortbildungskurs zurück, den ich beim hiesigen Zentrum für Hochschuldidaktik besucht hatte und der – unabhängig von der sonst gängigen Praxis einzelner Fächer – didaktisches Handwerkzeug für die Einführung projektähnlicher Elemente in die Hochschullehre vermittelte.

wissenschaftlichen Neugierde am meisten Befriedigung verspricht. Nach der Erfahrung des ersten Oral History-Projekts ließen sich in dieser Hinsicht einige Punkte optimieren. So konnte ich erreichen, dass die Veranstaltung denjenigen Studierenden, die im Rahmen ihres Studienplans keine zweite Übung mehr zu belegen hatten, als Seminar angerechnet wurde. Auch regte ich im Theoriekurs regelmäßig Diskussionen an über den Wert des Gelesenen für die (imaginierte) praktische Durchführung von Interviews, angereichert durch Beispiele aus meinen eigenen Forschungen oder aus der Forschungsliteratur. Vielleicht trug dieser Appetizer dazu bei, dass etwa ein Drittel der Studierenden aus dem Theoriekurs im Folgesemester auch den Anwendungskurs belegten, allerdings bei insgesamt kleineren Zahlen.⁶

Der Projektcharakter der Veranstaltung schlug sich zum dritten im Aufbau der Lehrveranstaltung nieder. Mit der üblichen auf wöchentlichen Sitzungen aufbauenden Referat-Diskussion-Struktur brechend, sahen beide Veranstaltungen einen Sitzungsplan vor, bei dem Plenumsveranstaltungen in der Planungsphase, mündliche Zwischenberichte in der Realisierungsphase und kollektive Vorbereitung auf nächste Arbeitsschritte sich mit freien Sitzungen abwechselten, in denen die Studierenden in Gruppen an ihrem „Projekt“ (=Interview) selbstständig – aber begleitet – arbeiteten. Die Höhepunkte beider Lehrveranstaltungen stellten Projektpräsentationen dar, für welche die Vorgabe galt, den jeweiligen Stand der Überlegungen und den Beratungsbedarf zu formulieren. Präsentation 1 befasste sich mit der ausgewählten Interviewperson, der Kontaktaufnahme, der Formulierung der Forschungsfrage sowie dem Interviewleitfaden. Präsentation 2 gab den Gruppen, knapp gehalten („Blitzlicht“), Gelegenheit, nach dem durchgeführten Interview Fragen und Unsicherheiten in den Raum zu stellen sowie erste Pisten der Auswertung anzudiskutieren. Präsentation 3 bildete den Abschluss von Projekt und Lehrveranstaltung, bei dem die Ergebnisse vorgestellt und evaluiert wurden. Es folgten für die Dokumentation und Benotung der Leistungen benötigte Nacharbeiten wie eine Teiltranskription und der Projektbericht (in verschiedener Form, dazu siehe unten). Die synchronisierten Projektpräsentationen hatten den Vorteil, dass sich alle Gruppen im gleichen Stadium des Recherchierens befanden, sodass ein tieferes Verständnis für die von ihren Kommiliton*innen aufgeworfenen Probleme und Fragen entstehen und kollektiv Lösungen erörtert werden konnten (peer-feedback).

Oral History in a nutshell

Die unverbindliche Verkoppelung eines Theorie- und eines Praxiskurses über zwei Semester wirkte sich positiv auf das Reflexionsvermögen derjenigen aus, die beide Veranstaltungen sukzessive besuchten. Sie hatte aber auch zur Folge, dass im Projektseminar der Wissens- und Erfahrungsstand der Studierenden weit auseinanderklafften. Daher erwies es sich als nützlich, mit einer Präsentation (mit Handout und ausführlicher Frage-Antwort-Runde) in die Grundprinzipien der Oral History einzuführen, um Vorverständnisse im Rahmen des Möglichen zu synchronisieren.

„Oral History in a nutshell“ setzt mit Definitionen, Abgrenzungen und Zielen des Interviews (von frz. *entrevue*: eine verabredete Zusammenkunft) ein. Das wissenschaftliche Interview zeichnet sich dadurch aus, dass es definierten Erkenntnisinteressen und

6 Dies erklärt sich neben anderen Faktoren vermutlich auch mit der außergewöhnlichen Konjunktur des Themas „Flucht“ seit Sommer 2015. Die Zahlen im Einzelnen: Projektseminar I (FS 2016): 20 Teilnehmende (12 w./8 m.); Projektseminar II (FS 2018): 8 Teilnehmende (3 w./5 m.).

Forschungsfragen folgt, auf klaren Gesprächsregeln beruht, forschungsethischen Grundsätzen gehorcht und im Rahmen einer reflektierten und nachvollziehbaren Forschungspraxis entsteht (Scheuch 1973: 70). Das Oral History-Interview wiederum wird als „Vorgehen innerhalb der Geschichtswissenschaft“ bestimmt, „bei dem Erinnerungsinterviews mit ‚Zeitzeugen‘ als historische Quelle dienen.“ (Wierling 2005: 81). Als generelle Ziele des Oral History-Interviews gelten: (1) Subjektive, schriftlich nicht fixierte Zeugnisse der Vergangenheit zu dokumentieren; (2) Widerständigkeit und Eigensinn einzufangen und einen Möglichkeitsraum für Gegennarrationen zur „offiziellen Narration“ zu eröffnen; (3) die Bedeutung der Aussagen im damaligen und im heutigen Kontext differenzierend zu verstehen; (4) den Prozess historischen Erinnerns anzustoßen, festzuhalten und zu analysieren: Wie werden Ereignisse und Prozesse zu Erfahrung und Erzählung?

Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem Forschungsprozess in seinen vier Phasen: der Vorbereitung, Durchführung, Erschließung und Auswertung. Für jede dieser Phasen werden die wichtigsten Schritte und Fallstricke genannt. Wichtig erscheint es mir zu explizieren, was vielen geübten Interviewer*innen bereits in Fleisch und Blut übergegangen ist. Dies ermöglicht es nicht nur, die Studierenden am Erfahrungswissen teilhaben zu lassen, sondern auch, die eigene Interviewpraxis zu überdenken und, wo von studentischer Seite berechnete Einwände kommen, zu hinterfragen. In dem Sinne bietet die Seminarsituation allen Beteiligten eine Gelegenheit der Reflexion über eine reflexive Praxis. Wo etwa in meinen älteren Unterlagen der schlichte Vermerk „Sozialdatenblatt ausfüllen“ auftauchte, drängt sich im Kontext der Migrationsgeschichte nun die Frage auf, wie die migrantische Erfahrung die abgefragten Kategorien auf dem Sozialdatenblatt und die Bereitschaft und Fähigkeit der Interviewten beeinflusst, die Daten wahrheitsgemäß anzugeben. Wer beispielsweise im Kontext von behördlichen Kontakten im Asylprozess erfahren hat, welche Folgen eine – vielleicht auch unbedachte – Angabe haben kann, wird zögern und womöglich diese Angaben nur ungern in anderen Befragungszusammenhängen liefern. Dies gilt es in Rechnung zu stellen, ebenso wie etwa die Herausforderung, dass die vermeintlich einfache Angabe „Beruf von Vater/Mutter“ im Kontext von transnationaler Migration keine Antwort darstellt, sondern in erster Linie weitere Fragen eröffnet, nämlich die nach der sozialen Konfiguration im Herkunftsland.

Am schwierigsten gestalten sich auf dieser abstrakten Ebene die Erläuterungen zur Auswertungsphase, denn die Interpretation der Interviewquelle hängt von den je spezifischen Forschungsfragen und den eingesetzten Interviewtypen, kurz: vom gesamten Forschungsdesign ab. Generell ist nochmals daran zu erinnern, worum es geht: eine neue, das historische Umfeld mitreflektierende Lesart der im Interview produzierten Aussage zu erzeugen und dabei anderes, nicht zugängliches faktisches Wissen (erzählte Inhalte) und vergangene Sinngebungen („Wie des Erzählens“) zu rekonstruieren; das Gesagte nicht glauben, sondern kritisch auswerten und interpretieren: Welche Aussagen lässt ein Interview über ein vergangenes Ereignis zu? Welche nicht? Schließlich: die Aussagen auf die Fragestellung zu beziehen: Welche Erkenntnisse lässt das Interview speziell in Bezug auf die Forschungsfrage zu? Zur kritischen Auswertung erscheint es sinnvoll, die Studierenden folgende Aufgaben und Fragen bearbeiten zu lassen:

- Zuordnen von Zeitschichten: Wo begegnen sich Jetzt und Damals?
- Ordnen verstreuter Aussagen, Herstellen einer Zeitfolge
- Inhaltliche Strukturierung
- Verengung und Reduktion von Komplexität
- Wahrnehmung und Benennung von Distanz: Welches Verhalten, welche Sach- oder Sinnaussagen sind befremdlich? Was sagt Befremden über das Verhältnis zwischen erinnelter Vergangenheit und Jetztzeit aus? „In welcher Weltsicht, unter welchen materiellen Bedingungen, innerhalb welcher sozialen Beziehungen, in welcher Grammatik des Denkens und Kommunizierens macht das einen Sinn, was dem Forscher ungewohnt, exotisch oder irrational erscheint?“ (Niethammer 2012: 60).

Der letzte Teil von „*Oral History in a nutshell*“ besteht aus diversen Hinweisen zu Fragetypen und Fragetechniken, zur Auswahl der Interviewpersonen, zu Assoziationsverfahren und zu unterschiedlichen Typen von Interviews. Ich komme nun auf die Lehrveranstaltungen im Einzelnen zu sprechen.

Oral History-Projekt I: Migrationsgeschichte(n)

Oral History gilt als Methode, die Alltagserfahrungen einfangen und Sachverhalte erhellen kann, die anderweitig nicht oder schlecht dokumentiert sind. Migrantische Erfahrungen in ihren vielfältigen Facetten zählen zu solchen wenig dokumentierten Bereichen. Welche Faktoren für individuelle Migrationsentscheidungen bestimmen Menschen im Rückblick? Wie erinnern und beschreiben sie den Übergang in ein anderes gesellschaftliches Umfeld? Vor welche Herausforderungen sahen sich Frauen und Männer *on the move* gestellt? Insbesondere interessierten wir uns in dieser Lehrveranstaltung für die Frage, wie Menschen die (Nicht-)Anerkennung ihrer Qualifikationen erfuhren und welche Strategien sie entwickelt haben, um sich trotz fehlender anerkannter Bildungsabschlüsse in Gesellschaft und Arbeitsmarkt zu integrieren. Die Lehrveranstaltung mündete in die Präsentation von, in Kleingruppen erarbeiteten, interviewbasierten Porträts.

Der theoretische Rahmen der Veranstaltung wurde durch Umut Erel's Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Begriff des kulturellen Kapitals gesteckt (Erel 2010). Anhand ihrer Untersuchung zeitgenössischer qualifizierter Migrantinnen aus der Türkei in die Bundesrepublik und nach Großbritannien zeigt sie den heuristischen Wert des Konzepts für die Migrationsforschung auf und kritisiert zugleich die statische Auffassung von kulturellem Kapital, die – wie Erel es nennt – „Rucksack-Ansätzen“ der soziologischen Migrationsforschung innewohne. Kulturelles Kapital wird nach Bourdieu in Sozialisations-, Lern- und Bildungsprozessen erworben und umfasst zertifiziertes, habitualisiertes und in Besitz von Gütern (Büchern, Bildern, Lexika etc.) materialisiertes Wissen (institutionalisiertes, inkorporiertes und objektiviertes kulturelles Kapital). Durch Migrationsprozesse, vor allem, wenn sie unfreiwillig oder notgedrungen geschehen, geht institutionalisiertes und objektiviertes kulturelles Kapital verloren. Bildungsabschlüsse werden im Ankunftsland nicht anerkannt; Objekte müssen zurückgelassen werden oder tragen nicht die gleiche Bedeutung wie im Herkunftsland. Während, so Erel, *rucksack-approaches* ethnischen Gruppen übergreifende Attribute zuweisen, welche die Angehörigen in der Ankunftsgesellschaft mit wenigen Änderungen mobilisieren und die „may or may not fit with the ‚culture‘ of the country of residence“ (Erel

2010: 645), geht Erel von einem dynamischen Umgang mit kulturellen Ressourcen aus. Sie untersucht die Strategien, mit denen Migrantinnen und Migranten versuchen, Wissen, Können und Netzwerke in der Ankunftsgesellschaft zu validieren. Die Erfahrung der Migration als solche wird für manche, so zeigen ihre empirischen Beispiele auf, zu einem Weg, in der Ankunftsgesellschaft spezifische Formen des sozialen und kulturellen Kapitals zu generieren und ihnen Anerkennung zu verschaffen, etwa dort, wo Fähigkeiten in der Kulturvermittlung, der Fremdsprachenkompetenz oder transnationale Netzwerke gefragt sind. Um Hypothesen bezüglich der eigenen Interviews zu generieren, erwiesen sich diese Aspekte als besonders tragfähig.

Ein Beispiel für die Auswertung und Rahmung eines Interviews bot den Studierenden ein Auszug aus dem Buch *Gesellschaft mit begrenzter Haftung* (Schultheis/Schulz 2005). In *Der Russe vom Bau* (Pelizzari 2005) legt Sergej M. Zeugnis ab von einer Geschichte sozialer Deklassifizierung, nicht nur, aber auch durch Migration. Aus dem Milieu der Moskauer Intelligenzija stammend und mit abgeschlossenem Literaturstudium in der Tasche, fand sich der junge Mann nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in den „klassischen Russenjobs“ des deutschen Arbeitsmarktes wieder, nachdem er – halb aus Liebe und halb im Glauben an die Versprechungen der westlichen Wohlstandsgesellschaften – nach Berlin gezogen war: Wäscherei, Putzjob, Bau, Fabrikarbeit. Statt sich ein Promotionsstudium als Sprachlehrer für Russisch finanzieren zu können, wovon er einst geträumt hatte, musste sich der 31-Jährige schließlich glücklich schätzen, eine Lehrstelle in einem norddeutschen Tischlereibetrieb zu bekommen. Das Beispiel von Sergej M. sensibilisiert dafür, dass Migration schmerzhaft Brüche im Lebensentwurf hervorbringen kann, selbst wenn sie freiwillig ist. In der sozialen Abwärtsspirale gelang es dem ehemaligen angehenden Akademiker nur um den Preis der Aufgabe seines Lebenstraums, sich in Deutschland eine Existenz zu erhalten. Wo es die von Erel untersuchten türkischen *high skill*-Migrantinnen vermögen, kulturelle Ressourcen in der Ankunftsgesellschaft als Kapital zu validieren, bewegen sich die Chancen, die Sergej M. zugewiesen werden, weit unterhalb der sozialen Laufbahn, auf die er hatte hoffen können.

Der Text *Der Russe vom Bau*, bei dem als Rahmung ein längerer Ausschnitt aus dem Interviewtranskript vorausgeschickt ist, bot den Studierenden Stoff zur Hypothesengenerierung und ein mögliches Vorbild für die formale Anordnung ihres eigenen Texts. Eine andere Variante, Rahmung und Interviewausschnitte zu verknüpfen, hält ein Porträt von Ellen Joachim bereit. Geführt und aufbereitet wurde es von der Schriftstellerin Verena Stefan (Stefan 2011). Auch die Anfang der 1930er Jahre geborene, aus dem jüdischen Mittelstand Berlins stammende Ellen Joachim erzählt eine Lebensgeschichte, die von Migration geprägt ist: von der Flucht 1939 über Genua nach Shanghai und dann über verschiedene Stationen des Exils nach Montreal, wo sie ab 1950 lebt. Verena Stefan hat sich entschieden, Interviewausschnitte und deren Kontextualisierung und Interpretation in einem einzigen Text zusammenzuführen. Der Text eignet sich, um auszuleuchten, wie es möglich ist, auf Interviews beruhende Migrationsgeschichten so zu gestalten, dass weder eine steife Wissenschaftsprosa noch der mündliche Duktus der Oral History-Quelle dominieren. In puncto wissenschaftlicher Nachvollziehbarkeit macht der Text, der als Teil eines literarischen Publikations- und nicht eines wissenschaftlichen Forschungsprojekts entstanden ist, hingegen Konzessionen.

Unter dem Eindruck dieser Textlektüren entwarfen die Teilnehmer*innen der Lehrveranstaltung in Arbeitsgruppen von jeweils vier bis sechs Studierenden ihre spezifischen Forschungsfragen und begaben sich auf die Suche nach geeigneten Interviewpartner*innen. Sie sollten dabei auf ihren Bekanntenkreis zurückgreifen und sich auch untereinander Hinweise geben. Gruppenarbeitsphase 1 (Vorbereitung) galt der Kontaktaufnahme und dem Sammeln von Informationen sowie der Erstellung des Leitfadens (zur Vorbereitung eignete sich: Stigler/Felbinger 2005). Gruppenarbeitsphase 2 war der Durchführung und Erschließung des Interviews gewidmet. Das Thema Transkription wurde in einer kurzen Fragerunde sowie mit einem Handout über die erwartete Gestaltung der Transkription abgehandelt. Am Ende der Gruppenarbeitsphase 3 bestand die Abschlusspräsentation aus mündlichem Vortrag und Diskussion.

Die Ergebnisse der Lehrveranstaltung erwiesen sich als vielfältig. Die Motivation und der Einsatz der Studierenden waren ebenso wie der Lerneffekt im Verlauf des Forschungsprozesses überdurchschnittlich. Dennoch gab es zahlreiche Herausforderungen. Eine Gruppe hatte sich entschieden, einen heute im hohen Alter in der Schweiz lebenden ehemaligen Guerillakämpfer aus Lateinamerika zu befragen, der an der Seite Che Guevaras für die Befreiung Boliviens gekämpft hatte, nach Chile geflohen war und nach dem Militärputsch 1973 in die Schweiz ausreisen konnte. So beeindruckend die Begegnung mit diesem Menschen war, so schwierig erwies es sich, dem schwerkranken, aber gewohnten und geübten Redner und Verfasser autobiographischer Texte eine andere Geschichte zu entlocken als diejenige, die er sich seit langem zurechtgelegt und schriftlich fixiert hat. Die Gruppe hat sich daher ausführlich mit dem Konstruktionscharakter biographischen Erzählens auseinandergesetzt, Fragen der Ausblendung oder Umdeutung traumatisierender Ereignisse inbegriffen. Angesichts der spektakulären Erinnerungen an Guerillakampf und Flucht rückten Fragen nach den Möglichkeiten des Flüchtlings, sein kulturelles Kapital als Flüchtling in der Schweiz zu validieren, in den Hintergrund, zumal der Interviewpartner die erfahrene soziale Deklassierung (der promovierte Sozialwissenschaftler arbeitete in der Schweiz zuletzt als Hausmeister eines Schulhauses) als bewusste Entscheidung wahrnimmt: Er habe seine Rolle als Akademiker nur im Zusammenhang mit revolutionären Veränderungen in Bolivien gesehen. In der Schweiz dagegen verschaffe ihm die Arbeit mit den Schulkindern eine größere Befriedigung als ein Bürojob.

Eine andere Gruppe hatte sich einen Interviewpartner ausgesucht, der als Sohn eines schweizerischen Ingenieurs und einer asiatischen Mutter seine Kindheit in verschiedenen Ländern des globalen Südens verbracht hatte, bevor er als Teenager mit seiner Familie zurück in die Schweiz kam. Im Interview konfrontiert er sein Leben hier, in der Schweiz, immer wieder mit den Erinnerungen an das Leben „dort“. Auch die Auswertung dieses Interviews stellte eine Herausforderung für die Studierenden dar. Allein die Klassifizierung der Migrationssituation scheiterte an der Komplexität der Familienkonstellation und der durch die Arbeit des Vaters bedingten Lebenswege und -orte. Die Gruppe konzentrierte sich schließlich darauf, den Zusammenhang von Fremdheitserfahrung und dem Alter, in dem die Migration erfolgte, zu beleuchten.

Eine dritte Arbeitsgruppe, die ihr Interview mit einem politischen Flüchtling aus der Türkei führte, stieß schließlich auf ganz ähnliche Mechanismen der Kapitalgenerierung und -validierung, wie die von Erel beschriebenen. Dem Universitätsabsolventen wurde die Anerkennung seines Diploms in der Schweiz verweigert, doch gelang es dem ehemaligen politischen Aktivistin, sich über Sprachkurse und asylpolitische Netzwerke

eine Perspektive in der Schweiz zu erarbeiten. Sein Ziel ist eine Beschäftigung in der professionellen Flüchtlingsarbeit, wo ihm seine Erfahrungen und (sprachlichen) Kompetenzen zugutekommen.

Als Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass das projekthafte Vorgehen für die Studierenden einen großen Erfahrungsgewinn darstellte. Vor die Aufgabe gestellt, ein Interview gemäß einer ausdifferenzierenden Fragestellung zu planen, durchzuführen, aufzubereiten und auszuwerten, entwickelten die Arbeitsgruppen wissenschaftliche Neugierde, Problemlösungswissen, Arbeitspragmatik und einen Sinn für effiziente Arbeits- und Zeiteinteilung. Die Verschriftlichung der Ergebnisse, regelmäßig ein *pièce de résistance*, ergab sich als logische Folge aus dem Arbeitsprozess und bereitete kaum Probleme. Dagegen ist kritisch anzumerken, dass die selbständige Wahl der Interviewpartner eine Reihe von Schwierigkeiten mit sich brachte. So hatten zwei Gruppen nach längerer Abwägung entschieden, im Kreis von direkten Angehörigen zu interviewen. Tatsächlich stießen sie während des Gesprächs auf Strategien der Selbstzensur, die zu durchbrechen sich für die Gruppe als unmöglich erwies. Dieser Erfahrungshintergrund führte zu der im Folgenden geschilderten Modifikationen der Lehrveranstaltung.

Oral History-Projekt II: Kulturschaffende und Bildungseliten im Schatten des Bruchs

Im Zentrum standen dieses Mal die Migrationserfahrungen von Kunst- und Kulturschaffenden im lokalen Setting der Stadt Bern. Während der Aufbau und der theoretische Bezug auf Erels Interpretation von Bourdieu nicht nennenswert von der ersten Veranstaltung abwichen, hob sich die Lehrveranstaltung in anderen Punkten von ihrer Vorläuferin ab. Insgesamt wurden präzisere Vorgaben gemacht. Dies betraf erstens den Zugang zum Feld. Dabei erwies es sich als ausgesprochen fruchtbar, die Übung im Co-Teaching-Verfahren zu unterrichten und dabei auf die Erfahrungen und das breite Beziehungsnetz meines Kollegen zurückzugreifen, der seit Jahren in der Berner Kulturszene verwurzelt ist. Auf diese Weise gelang es relativ schnell, einen vertieften Einblick in die Schauplätze und Dynamiken zu bekommen, in denen sich die Interviewpartner*innen bewegen. Die Kenntnis des Feldes erlaubte es, migrationsspezifische Erfahrungen ins Verhältnis zu anderen Erfahrungen von Prekarität und Ausschluss zu setzen, die in diesem Milieu vorkommen, und die Äußerungen der Interviewten breit zu kontextualisieren. Damit fand zweitens eine Vorauswahl der Interviewpartner*innen durch die Dozierenden statt. Die Studierenden einigten sich auf der Grundlage einer steckbriefartigen Skizze darauf, welche Gruppe welche der vorgeschlagenen Personen befragen sollte. Die Interviewpartner*innen hatten zu diesem Zeitpunkt ihre grundsätzliche Bereitschaft zum Interview bereits erklärt, wofür die vorab bestehenden persönlichen Beziehungen eine Vertrauensbasis geschaffen hatten. Vorgesehen war, durch die Auswahl von Interviewpartner*innen, die sich an überschaubaren Orten der alternativen Kulturszene bewegen, Multiperspektivität herzustellen und auf diese Weise nicht nur die biographischen Bahnen der Protagonist*innen des Feldes, sondern auch dessen Dynamiken und Eigenheiten im Umgang mit Migration herauszuarbeiten. Drittens waren von Beginn an Forschungsfragen vorformuliert, deren Ergiebigkeit die Studierenden an ihren jeweiligen Fällen prüfen sollten, wobei eine sich auf die narrativen Muster

und Begrifflichkeiten bezog, die die Interviewpartner*innen benutzen, um ihre Migration zu beschreiben, andere auf die Erfahrung von Deklassierung und Neuanfang. Viertens schließlich mündete die Veranstaltung in Projektpräsentationen in Form eines wissenschaftlichen Posters, nicht eines schriftlichen Projektberichts.⁷

Die Resultate der Veranstaltung waren auch dieses Mal facettenreich. Die Interviewten deckten unterschiedliche Bereiche des Kulturbetriebs ab, von einer erfolgreichen mosambikanischen Sängerin in einer Band über einen kurdischen Maler und eine vielseitig talentierte Kulturproduzentin bis hin zu einem der weltweit besten Spieler eines klassischen ägyptischen Instruments. Die Interviews brachten erstaunliche Geschichten zu Tage, die sich weder als klassische migrantische Aufstiegserzählung noch als typische tragische Abstiegsgeschichte lesen, sondern in ausgesprochen differenzierter Weise die biographischen Brüche, die be- und entgrenzenden Effekte der Migration, die Lust und das Leiden an deren Folgen sowie die individuellen und strukturellen Entscheidungsspielräume der Menschen ans Licht bringen. In der Analyse gelang es den Studierenden aufzuzeigen, wie ambivalente Erfahrungen sich in der sprachlichen Vermittlung von Erinnerung niederschlagen, etwa, wenn jemand, der sich als sehr integriert bezeichnet und Integration auch als Anspruch an Zuwanderer formuliert, von sich sagt: „[...] ich fühle mich – glaube ich – akzeptiert. Ich habe auch nie etwas Schlechtes gemacht“.⁸ Diese Äußerung verhandelt die Schwierigkeit des Musikers zu vermitteln zwischen einerseits einem starken gesellschaftlichen Anpassungsdruck und andererseits der Tatsache, dass die künstlerische Anerkennung in der Schweiz gerade auf seinem Anderssein, seiner „Exotik“, seiner Exzeptionalität beruht. Von ihm wird verlangt, sich an die hiesigen Verhältnisse anzupassen, wozu auch die Erwartungshaltung der schweizerischen Ankunfts-gesellschaft gehört, dass Zugewanderte in der Lage sein sollen, für ihren Lebensunterhalt selbst aufzukommen und die hiesigen Sozialsysteme nicht zu belasten. Gleichzeitig verdankt er seinen beruflichen Erfolg – und die damit einhergehende symbolische Anerkennung, aber auch schlicht das Vermögen, von einem Beruf leben zu können, der dies selbst einheimischen Kulturschaffenden nicht immer leicht macht – genau diesem Ausnahmedasein. Dass die Vermittlung zwischen diesen widersprüchlichen Ansprüchen mitunter als Zumutung empfunden wird, ist als Muster auch in anderen Interviews erkennbar.

Wie sind die Ergebnisse und Erfahrungen dieser Lehrveranstaltung zu bewerten? Zunächst haben sich die Zuspitzung der Forschungsfragen und die Vorauswahl der Interviewpartner*innen bewährt. Auf der Grundlage von Informationen, die sie bereits vor dem Interview zur Verfügung hatten, konnten die Studierenden tiefer in die Lebensgeschichten eindringen und präzisere Fragen formulieren. Das Vorabwissen ermöglichte es auch, die Interviews „gegen den Strich“ zu lesen. Für eine reflektierte Auswertung gaben die Gruppendiskussionen, in denen das Know-how aller Projektgruppen und der Dozierenden sich bündelte, wichtige Impulse. Sodann ist festzuhalten, dass es angesichts der Komplexität der Materie und der begrenzten Zeitressourcen nicht möglich war, auf der Grundlage der Einzelinterviews zusätzlich einen multiperspektiven Blick auf die Kulturszene zu generieren. Die erzielten Resultate stellen in dieser

7 Fertigkeiten zur Erstellung eines wissenschaftlichen Posters wurden den Teilnehmenden der Lehrveranstaltung in einem zweistündigen Workshop vermittelt. Ich danke Dr. Ariane Lorke für die kompetente Einführung und dem Walter Benjamin Kolleg der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern für die Übernahme der Druckkosten.

8 Interview von Mereth Zangger und Tabea Josi. Informationen zum Interview bei der Autorin.

Hinsicht allenfalls einen Ausgangspunkt dar. Auch im Hinblick auf die Rekonstruktion von Prozessen des (Nicht-)Erinnerns blieben die Interviews an der Oberfläche: die Studierenden waren vollauf damit beschäftigt, die strukturellen und individuellen Bedingungen zu verstehen, unter denen die Interviewpartner*innen in der Gegenwartsgesellschaft leben, sodass der Bezug auf Vergangenes und Erinnertes eher schwach blieb. Schließlich erwies sich die Darstellungsform der Ergebnisse in Gestalt eines Posters in Bezug auf die Hypothesengenerierung und in Bezug auf die von den Studierenden erworbenen Fertigkeiten als ausgesprochen gewinnbringend. Die Form des Posters zwang zur Verdichtung und Zuspitzung der Erkenntnisse und Ergebnisse und erlaubte es außerdem, andere, normalerweise in den Geisteswissenschaften weniger geforderte Fertigkeiten zur Wissensvermittlung – von der Farbgestaltung des Posters bis hin zum Verhältnis von Schrift und Bild – anzubieten. Die Poster wurden auch für die Abschlussdiskussion der Projekte zu einem hervorragenden Ausgangspunkt. Auf außergewöhnlich hohem Reflexionsniveau entfaltete sich ein wissenschaftliches Gespräch über methodologische, migrationshistorische und vermittlungsbezogene Fragen. Nicht zuletzt entstanden optisch sehr ansprechende Poster, welche die Möglichkeit bieten, in universitären Zusammenhängen entstandenes Wissen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Fazit

Oral History in der Lehre ist, das bestätigen auch in diesem Fall die Evaluationsgespräche mit den Studierenden, ein dankbares Geschäft für alle Beteiligten. Bei den Studierenden gilt das zum einen auf der Ebene der Motivation, die durchweg hoch ist. Sie erkennen den berufsqualifizierenden Aspekt des Vorgehens. Außerdem erleben sie, bedingt durch den projektartigen Aufbau der Veranstaltung und das mehrfache Peer-Feedback, einen intensiven, selbständigen und doch begleiteten Forschungsprozess, an dessen Ende sie in der Lage sind, ein in der Gruppe erarbeitetes Ergebnis vorzustellen, in einem Fall sogar als öffentlich präsentierbares Poster.

Nicht nur auf der Motivationsebene, sondern auch auf der des erworbenen Wissens und der Fertigkeiten hat das Vorgehen viele Vorteile. Theoretische Lektüre und angewandte Praxis liegen eng beieinander und verstärken und verschränken Erkenntnisprozesse auf beiden Gebieten. Studierende müssen Texte und theoretische Konzepte verstehen, und sie müssen sie kritisch hinterfragen und gegebenenfalls modifizieren, wenn sie sie auf ihre eigenen Untersuchungsobjekte übertragen. Oral History-Interviews eignen sich also in ausgezeichneter Weise dazu, den Studierenden den Blick dafür zu öffnen, wie empirisches und theoretisches Wissen miteinander verknüpft sind und wie sie weiterentwickelt werden können. Das Kosellek'sche „Vetorecht der Quelle“ tritt so mancher theoretisch hergeleiteten Hypothese in quasi personalisierter Gestalt entgegen. Schließlich erlernen die Studierenden eine Reihe von Operationen, die sie auch anderweitig einsetzen können: den Einsatz der Datenaufnahme- und -sicherungstechnik, die Delegation von Aufgaben in der Forschungsgruppe, das Interviewen selbst, die Transkription sowie die Präsentation und Verteidigung der Ergebnisse. Eine Lehrsituation erfüllt ihren Zweck, wenn Handlungskomponenten von Wissen, Wollen und Können in ihrem Zusammenspiel gefördert werden (Palasch/Hameyer 2008). Folglich bietet der Einsatz von Oral History in der Hochschullehre vielversprechende Möglichkeiten. Geht

man, wie es Pionierinnen der Oral-History stets getan haben, davon aus, dass „all history was oral before the advent of writing“ (Sharpless 2007: 9) und dass viele schriftliche Quellen nichts anderes sind als schriftlich festgehaltene mündliche Aussagen, stellen Oral History-Quellen keine Ausnahme, sondern geradezu einen paradigmatischen Fall für die Herausforderungen dar, vor denen Historikerinnen und Historiker stehen, wenn sie Verständnis über die Vergangenheit generieren wollen. Fragen der Authentizität, der Nähe zum dokumentierten Ereignis, von Objektivität oder Subjektivität, der Reichweite der Aussage und anderes mehr stellen sich hier ebenso – wenn nicht sogar in verschärfter Weise. So gesehen berührt die Oral History (auch) in der Lehre zentrale Fragen des Faches.

LITERATUR

- Bourdieu, Pierre et al. (Hg.) (1997): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Konstanz.
- Büchert, Gesa und Hannes Burkhardt (2014): *Migrationsgeschichte. Sammeln, sortieren und zeigen*, Nürnberg:
<http://www.geschichtsdidaktik.ewf.uni-erlangen.de/migrationsgeschichte.pdf> (1.5.2018).
- Erel, Umut (2010): Migrating Cultural Capital: Bourdieu in Migration Studies, in: *Sociology* 44, 642-660. <https://doi.org/10.1177/0038038510369363>
- Niethammer, Lutz (2012): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Julia Obertreis (Hg.): *Oral History, Basistexte Geschichte*, Bd. 8, Stuttgart, 31-72, zuerst in: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): *Wir kriegen jetzt andere Zeiten. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern*, Bonn, 392-445.
- Obertreis, Julia (Hg.) (2012), *Oral History, Basistexte Geschichte*, Bd. 8, Stuttgart.
- Pallasch, Waldemar und Uwe Hameyer (2008): *Lerncoaching. Theoretische Grundlagen und Praxisbeispiele zu einer didaktischen Herausforderung*, München.
- Pelizzari, Alessandro (2005): Der Russe vom Bau, in: Franz Schultheis und Kristina Schulz (Hg.): *Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, Konstanz, 502-510.
- Perks, Robert und Alistair Thomson (Hg.) (1998): *The oral history reader*, London.
- Ritchie, Donald (Hg.) (2011): *The Oxford Handbook of Oral History*, Oxford.
<https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780195339550.001.0001>
- Scheuch, Erich K. (1973): *Das Interview in der Sozialforschung*, in: René König (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Stuttgart³, 66-190.
- Schultheis, Franz und Kristina Schulz (Hg.) (2005): *Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, Konstanz.
- Schulz, Kristina (2002): *Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968-1976*, Frankfurt am Main.
- Sharpless, Rebecca (Hg.) (2007): *The History of Oral History*, in: Dies., Thomas L. Charlton und Lois E. Myers: *History of Oral History. Foundations and Methodology*, Lanham, 9-32.
- Stefan, Verena (2011): Ellen Joachim, in: Verena Stefan und Chaim Vogt-Moykop, (Hg.): *Als sei ich von einem anderen Stern. Jüdisches Leben in Montreal*, Heidelberg, 23-53.
- Stigler, Hubert und Günter Felbinger (2005): *Der Interviewleitfaden im qualitativen Interview*, in: Hubert Stigler und Hannelore Reicher (Hg.): *Praxisbuch Empirische Sozialforschung in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften*, Wien, Innsbruck, Bozen, 129-134.
- Thomson, Alistair (1999): *Moving Stories. Oral History and Migration Studies*, in: *Oral History* 27, 24-37.
- Thompson, Paul (2017): *The Voice of the Past*, Oxford⁴.

Wierling, Dorothee (2005): Oral History als Bewegung und Disziplin, in: Michael Maurer (Hg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart, 81-148.

Zusammenfassung

Von zwei konkreten Lehrveranstaltungen ausgehend, befasst sich der Artikel mit dem Stellenwert von Oral History in der universitären Lehre samt ihren strukturellen Rahmenbedingungen. In beiden Veranstaltungen ging es darum, Elemente der Oral History für die Migrationsgeschichte des 20. und frühen 21. Jahrhunderts fruchtbar zu machen und den Studierenden zugleich ein Grundlagenwissen über die Produktion und Auswertung von Oral History-Quellen zu verschaffen. Der Artikel spricht die beruflichen Anwendungsbereiche von theoretischem und praktischem Oral History-Wissen im Bereich von Migration an und stellt vor diesem Hintergrund ein Lehrprogramm zur Diskussion, in dem theoretische Perspektiven, praktische Durchführung und Analyse verknüpft werden.